

bethel » wissen

Fachthemenreihe der Stiftungen Sarepta | Nazareth

Ausgabe 13

» THEMA HOFFNUNG

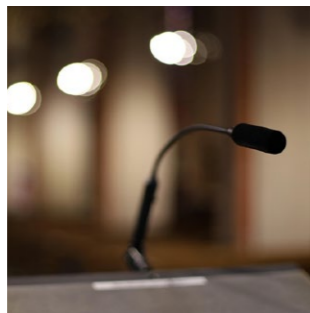


ISSN 2364-02940

› DEMOKRATIE UND HOFFNUNG DIE DIAKONIE ALS MITTLERIN

„Es kommt darauf an, das Hoffen zu lernen“, so schreibt es der Philosoph Ernst Bloch im Vorwort zu seinem Hauptwerk „Das Prinzip Hoffnung“ aus dem Jahr 1959. Das Hoffen lernen, das klingt nicht gerade nach einem göttlichen Hoffnungsversprechen. Es klingt mühsam und nach irdischer Arbeit, nicht nach innerer Leichtigkeit und Freude.

Und doch scheint mir diese Perspektive gerade darum so gut zu passen zu unserer Zeit, in der viele Menschen gar keine Nachrichten mehr schauen mögen vor lauter Schreckensmeldungen, vor lauter Krieg und Gewalt, angesichts immer verheerenderer Naturkatastrophen, angesichts des Verlusts von Artenvielfalt auf diesem Planeten und wachsender Zustimmung zu autokratischen Herrschaftssystemen. Immer mehr scheint es zu werden, alles immer schlimmer, begleitet von der nicht abreißenden Flut an Bildern und Schlagzeilen, Push-Meldungen und ungefilterten Video-Sequenzen, die aus unseren Handys strömen, direkt in unsere Köpfe und in unsere Herzen.

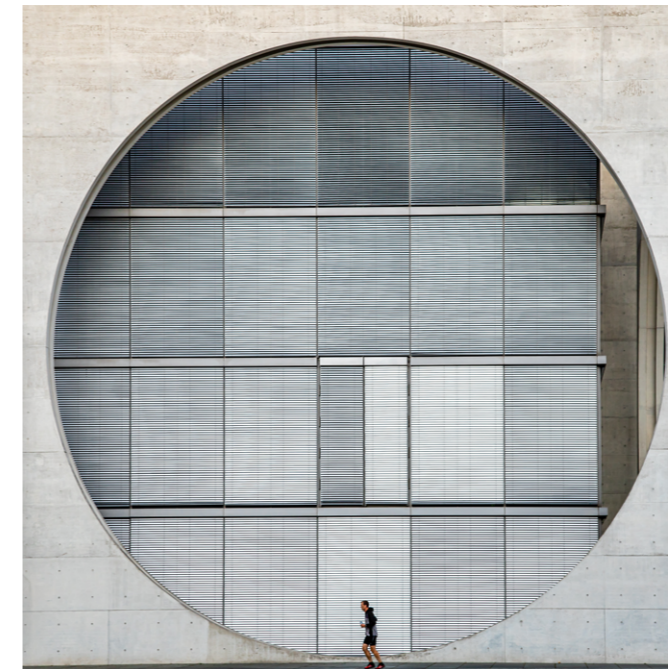


Das Hoffen zu lernen ist also keine kleine Aufgabe. Doch sie ist die Aufgabe, die wir bewältigen müssen, um Zukunft denken zu können und um das Zusammenleben in unserer vielfältigen, von Verschiedenheit geprägten und nach Gemeinsamkeiten suchenden Gesellschaft zu gestalten. Und dies mit dem Blick aufs große Ganze, auf unser Land, auf Europa, auf die Welt, ebenso wie auf die unmittelbaren Zusammenhänge, in denen wir leben und arbeiten. „Think global, act local“ – seit über 30 Jahren, seit der UN-Konferenz über Umwelt und Entwicklung 1992 in Rio de Janeiro, ist dieser Slogan ungebrochen aktuell und heute vielleicht sogar aktueller denn je. Er scheint mir passend, um über Demokratie und Hoffnung nachzudenken, denn er adressiert sowohl das Gefühl der Hilflosigkeit – die Probleme sind global, sie sind zu groß für mich –, als auch den Rahmen, der hoffnungsvolles Handeln ermöglicht: lokal, vor Ort, gemeinsam mit anderen. Und vor Ort, da ist die Diakonie mit ihren zahlreichen Einrichtungen und Angeboten, mit ihren haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden, die sich täglich für ein gutes, für ein besseres Zusammenleben einsetzen.



Das griechische Wort diakonos bedeutet nicht nur dienen, wie es meist übersetzt wird. Eine andere Übersetzung lautet vermitteln. In diesem Sinne kann die Diakonie vielleicht auch als eine Mittlerin zwischen Hoffnung und Demokratie betrachtet werden. Ganz sicher nicht als die einzige, aber mit ihrer großen verbandlichen Breite und getragen von ihrem christlichen Selbstverständnis doch als eine sehr bedeutsame.

Hoffnung ist für Bloch das, was uns Menschen antreibt, die Zukunft zu gestalten, sie so zu gestalten, dass sie gut wird, dass sie besser wird, als es aus der Perspektive der Gegenwart vielleicht möglich scheint.



Hoffnung in diesem Sinne ist nicht passiv, sondern ein aktiver Zustand. Und damit einer, der erlernt werden will. Arbeit eben, Arbeit an einer gemeinsamen, an einer guten Zukunft.

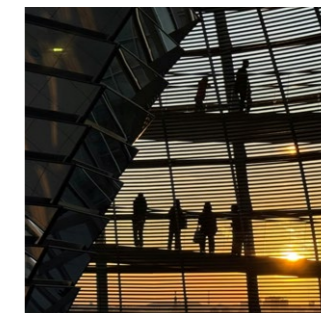
Zu dieser Zukunft gehören ganz wesentlich ein Staat und eine Gesellschaft, die die Rechte von Minderheiten genauso achten wie die der Mehrheit, eine vielstimmige Gesellschaft, die ihre verletzlichsten Mitglieder schützt und stärkt. Und die beste Gesellschaftsform, um das umzusetzen ist, trotz aller Schwächen und Mängel, die Demokratie. Sie ermöglicht die Partizipation aller, sie gibt den Rahmen, um Zukunft hoffnungsvoll zu gestalten.



Diakonisches Engagement für Demokratie

Manches Mal höre ich die Frage, warum die Diakonie sich überhaupt politisch äußern und sich für die Demokratie stark machen sollte. Was das denn mit der Arbeit der Diakonie zu tun habe, ob wir nicht viel eher zu Neutralität verpflichtet seien. Aber über aktuelle sozialpolitische Herausforderungen können wir als Diakonie nicht sprechen, ohne dass wir auf die Gefährdung unserer Demokratie und unseres Rechtsstaates schauen. Dabei ist die Diakonie nicht parteipolitisch – aber sie ist parteiisch, und sie ist politisch: Sie ist parteiisch, weil sie Partei ergreift für diejenigen, die sich ihr in einer schutzbedürftigen Lebenssituation anvertrauen. Und sie ist politisch, denn sie setzt sich in ihrer Arbeit für eine gute und gerechte Sozialpolitik ein. Und das heißt: für eine hoffnungsvolle Politik.

Wer in der Diakonie arbeitet und sich engagiert, handelt ganz in diesem Sinne: Wir arbeiten an einer guten Zukunft und wir geben damit Hoffnung, auch und gerade dort, wo alles manchmal hoffnungslos scheint. Wir blicken damit über das hinaus, was in aller Begrenztheit möglich scheint, weil wir gewiss sind, dass es besser geht.



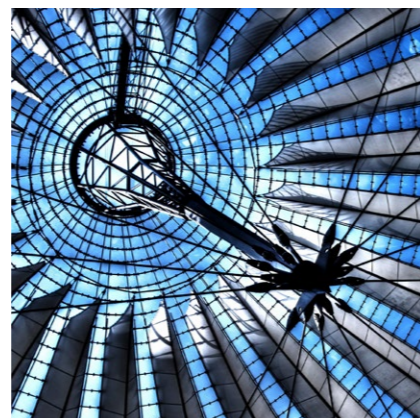
Zunehmend erfahren wir in der Diakonie jedoch Anfeindungen für unser demokratisches Engagement. Autoritäre Kräfte stellen die Demokratie und die diakonische Arbeit gleichermaßen infrage, gerade weil die Arbeit der Diakonie auf den Prinzipien der demokratischen Grundordnung und Rechtsstaatlichkeit basiert und für diese eintritt. Gegen solche Anfeindungen standhaft zu bleiben, erfordert oftmals Mut. Viel Mut, wie ich ihn im vergangenen Jahr in zahlreichen Gesprächen mit Mitarbeitenden vieler verschiedener diakonischer Einrichtungen auf beeindruckende Weise erlebt habe. Da ist beispielsweise der Werkstatt- rat einer Werkstatt für Menschen mit psychischen und geistigen Behinderungen, der lautstark und öffentlich widerspricht, wenn Inklusion als „Ideologieprojekt“ bezeichnet wird. Der notfalls auch Klage einreicht, wenn die Würde des Menschen angegriffen wird.



Da sind die Mitarbeitenden einer Migrationsberatung, die immer wieder bedroht und angefeindet werden, und die gleichzeitig den Klient:innen ihrer Beratungsstelle nicht nur beim Ankommen in unserem Land helfen, sondern sie auch unterstützen, wenn diese in ihrem neuen Alltag in Deutschland teils massive Rassismuserfahrungen machen. Da ist die Leiterin eines regionalen diakonischen Werks, die sich für junge Geflüchtete engagiert und die weiß, wenn ihr Haus einmal brennen sollte, wird in ihrem Dorf niemand kommen, um es zu löschen. Mich hinterlassen diese Gespräche tief erschüttert – und zugleich auch hoffnungsvoll angesichts dieses Muts und Engagements.



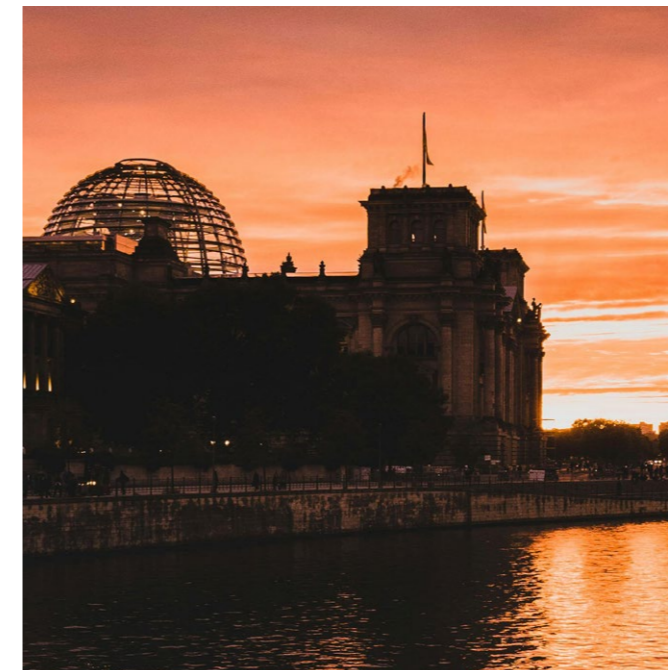
Doch auch Menschen, die selbst Ausgrenzungs- und Abwertungserfahrungen machen oder sie fürchten, sind nicht gefeit davor, andere auszugrenzen und abzuwerten. Das erleben wir mitunter auch bei Klient:innen der Diakonie und bei den eigenen Mitarbeitenden und Kolleg:innen. Auch hier müssen und können wir Mittler:innen sein, auch hier ist es die grundsätzliche Zugewandtheit zum Nächsten, die es erlaubt und erfordert zu sagen und zu zeigen: Ich achte und respektiere dich, aber ich möchte dir trotzdem widersprechen. Und auch: Ich habe eine andere Meinung als du, aber ich will trotzdem wissen, wie du zu deiner Meinung gekommen bist. Manches Mal mag schon das Zuhören, mit aller Ernsthaftigkeit und geleitet von dem Wunsch, den anderen wirklich zu verstehen, eine neue, bislang nicht denkbar gewesene Erfahrung ermöglichen und somit Hoffnung geben – für beide Seiten.



Und manches Mal mag das Zuhören trotz allen Willens zu verstehen eine enorme Herausforderung sein. Dennoch lohnt es sich. Es lohnt sich, nach Verständigung zu suchen und den dafür nötigen Schritt auf den anderen zuzugehen.

Verantwortung übernehmen

Hoffnung ist nicht zu verwechseln mit einer optimistischen Erwartungshaltung nach dem Motto: Wird schon alles gut werden. Nein, es wird nur dann gut, wenn wir Menschen uns darum nach Kräften bemühen und als Gesellschaft und Gemeinschaft Wege finden, eine gute Zukunft für alle zu gestalten – lokal wie global. Wie dies gehen kann, beschreibt der Religionsphilosoph Hans Jonas 1979 in seiner Antwort auf Ernst Bloch. Dessen „Prinzip Hoffnung“ stellt er das „Prinzip Verantwortung“ an die Seite. Er sieht dabei die aktive Verantwortungsübernahme für andere Menschen, auch für zukünftig lebende Menschen, als entscheidenden Weg an, um Zukunft zu gestalten. Eine Verantwortung, die Staat, Gesellschaft und Individuen gemeinsam übernehmen müssen.



Name: Rüdiger Schuch
Funktion: Präsident
Bereich: Diakonie Deutschland

Die Diakonie übernimmt diese Verantwortung: In ihrer Arbeit mit und für die Menschen, die ihr anvertraut sind; in ihren öffentlichen Positionierungen; in ihren politischen Forderungen. Und doch, auch wir werden immer wieder von der Frage umgetrieben: Bringt das was? Kann es überhaupt noch gut werden? Hier können wir Ermutigung finden bei der Theologin Dorothee Sölle. Denn sie sah und kannte diesen Zweifel, und sie nahm ihn und wendete ihn um: „Wir müssen einen Zwiespalt in unsere eigene Hoffnungslosigkeit säen.“ Dies tun zu können, ist das Geschenk, es ist die Herzenskraft, die wir nicht allein aus uns selbst schöpfen können, sondern die uns Menschen von Gott gegeben ist. Vielleicht taugt dies zum Leitfaden diakonischen Handelns in Zeiten multipler Krisen und globaler Herausforderungen: An der Hoffnungslosigkeit zu zweifeln, nicht an der Hoffnung; und diesen Zweifel durch das eigene Handeln aktiv zu sähen; und nicht aufzuhören, daran zu arbeiten, eine gute Zukunft für alle zu gestalten. Denn aus dieser Arbeit selbst, aus dem Tun für das, woran wir glauben, erwächst immer wieder aufs Neue die Hoffnung, die uns stärkt. Und es erwachsen die vielen kleinen und großen Geschichten des Gelingens, die auch andere in ihrem Tun stärken, und die uns so eine gute Zukunft erst möglich machen.